

SCHWIND, Martin: *Das Japanische Inselreich. Eine Landeskunde nach Studien und Reisen, Band 2: Kulturlandschaft, Wirtschaftsgroßmacht auf engem Raum.* W. de Gruyter, Berlin/New York 1981. ISBN 3-11-008319-1, XL 628 S. DM 280,-.

Dieser kürzlich erschienene Band des groß angelegten Werks erfüllt und übertrifft zum Teil sogar die Erwartungen, die vor fast anderthalb Jahrzehnten der 1. Band (vgl. SCHWABE, NOAG, 102, 33ff.) weckte, und läßt zugleich erkennen, in welchem Maße der Autor seine Lebensarbeit dem Gegenstand Japan widmete. Betrachtungs- und Darstellungsweise sind so entschieden vom Thema selbst bestimmt, daß sie allein auf dieses Inselreich und kein anderes Land sonst anwendbar sind: das *kokutai*-Prinzip prägt die Methode. Ob solche methodische Abstimmung im voraus bewußt gewählt wurde oder ob sie sich in jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Gegenstande gleichsam von selbst ergeben hat, muß dahingestellt bleiben; gewiß ist jedoch, daß der aufmerksame Leser und Benutzer des Werks um so größeren Gewinn daraus ziehen wird, je bereitwilliger er dem Konzept des Autors folgt oder folgen kann. Das dürfte nicht immer leicht fallen, denn was da geboten wird, ist mehr und etwas anderes als eine übliche Landeskunde. Über die Fülle von Sachdaten in Wort und Bild, die jedermann zugänglich ist, hinaus weist Schwind Wege zu tieferem Verständnis dessen, was gemeinhin als „japanisches Wesen“ oder als „eigentümlich japanisch“ bezeichnet wird, ohne sich dabei auf psychologische oder philosophische Spekulationen einzulassen. Er beschränkt sich vielmehr darauf, die Kulturlandschaft und ihre Wandlungen in Zeit und Raum als Spiegelbild des menschlichen Verhaltens zu deuten, das sie gestaltet und sie neuerdings auch zerstört. – Noch vor wenigen Jahren wurde dieser Band nur unter dem jetzt an zweiter Stelle gerückten Titel „Wirtschaftsgroßmacht auf engem Raum“ angekündigt, ein Thema, dessen Bedeutung erst auf Grund hinreichender Kenntnisse über die Kulturlandschaft und ihre Geschichte zu ermessen ist.

Wer im Laufe eines halben Jahrhunderts ein fernes Land nicht nur mehrmals bei ausgedehnten Forschungsreisen erkundet hat, sondern auch längere Zeit in ihm ansässig war und mit dortigen Kollegen, Bekannten und Freunden in Verbindung blieb, kann sich, zumal im Miterleben jüngster Geschichte, auch persönlichen Bindungen an Land und Leute nicht entziehen, ein Umstand, der sich auf die fachliche Behandlung des Gegenstands Kulturlandschaft auswirken muß. Dennoch bleibt Schwind als kritischer Beobachter fest in seiner „westlichen Welt“ verankert und so gegen schwärmerische Verzeichnungen gefeit. Dieser Sachverhalt dürfte auch bei japanischen Lesern Interesse an vorliegendem Buche wecken.

Als Kulturlandschaft wird das jeweilige Ergebnis verstanden, das eine Bevölkerung unter Einfluß gesellschaftlicher (wirtschaftlicher und politischer) Umstände aus dem ihr vorgegebenen Naturraum samt dem ihm schon aufgeprägten geschichtlichen Erbe als ihre heimatliche „Umwelt“ gestaltet. Mithin ist Kulturlandschaft immer zugleich auch ökologisch-biogeographisch und geschichtlich bestimmt, d. h. im Laufe der Zeit wandelbar. Was nun den Charakter seiner Kulturlandschaften angeht, weist der japanische Archipel in mehrfacher Hinsicht einmalige Merkmale auf: Bis an die Schwelle der geschichtlichen Gegenwart zeichnen sich die vielen hundert weit über den Ozean verstreuten Inseln, so weit und seitdem sie von Japanern bewohnt sind, trotz ihrer naturräumlich bedingten Unterschiede durch erstaunlich einheitliche und dauerhafte kulturlandschaftliche Stileigenarten aus, die nicht in politisch-zentralistischen Weisungen, sondern nur im Verhältnis der

Menschen zu ihrem außermenschlichen Dadraußen begründet sein können. Entsprechendes gilt für die kleinkammerig gegliederten Hauptinseln, unter denen nur Hokkaidô aus klimatischen und geschichtlichen Gründen eine gewisse Sonderstellung einnimmt. – Ein ähnlich hohes Maß an Beständigkeit kulturlandschaftlichen Stils dürfte sonst wohl nur bei manchen „geschichtslosen“ Naturvölkern anzutreffen sein, kontrastiert also scharf mit der bewegten Geschichte der Japaner. Sie hat zwar im Laufe der Jahrhunderte immer wieder räumliche Ausdehnungen und Schwerpunktverlagerungen erzwungen und viele Erscheinungsformen, besonders im Zuge der Verkehrsentfaltung und der Entwicklung größerer Siedlungen verändert, die Grundstrukturen des Landschaftsstils aber selbst in den Städten kaum angetastet. Erst die beschleunigte Industrialisierung seit der letzten Jahrhundertwende hat von den stürmisch wachsenden Ballungszentren her die kulturlandschaftliche Überlieferung entscheidend gestört. Bis dahin konnte – neben den prägenden Kräften der ursprünglichen Landesnatur – die Kulturlandschaft als wirtschaftlicher und geistiger Lebensraum auf ihre Schöpfer und Bewohner prägend zurückwirken und so die ihr gemäße Daseinsordnung dauerhaft festigen. Erst der räum- und geschichtsfremde Zugriff des modernen Fortschritts droht dieses Wechselspiel endgültig abzubrechen.

Nach einem Eingangskapitel über Herkunft und Frühgeschichte des japanischen Volks wird im ersten Teil das Thema „Mensch und Landschaft in den Perioden von Shôtoku Taishi (594) bis zum Ende der Tokugawa-Zeit (1868)“ eingehend behandelt (S. 23–250). Der zweite Teil (bis S. 466) stellt den „Einbruch der technischen Welt“ dar. Im dritten Teil (bis S. 620) werden „die Rückwirkungen des Industrialisierungsvorgangs auf die geographischen Funktionen der nichtindustriellen Bereiche des primären Wirtschaftssektors“ aufgezeigt. Der Anhang enthält neben Jahresdevisen (*nengô*), einer Liste der Kaiser, einer unentbehrlichen Zusammenstellung von Maßen und Gewichten und den Registern auch ein Glossar, das für den Japanologen sicher entbehrlich, für den Nicht-Japanologen aber leider allzu knapp gefaßt ist, um viele japanische Termini im Texte ohne Wörterbuch verstehen zu können.

Der im „westlichen“ Schrifttum wohl erstmalige Versuch, japanische Kulturlandschaft aus der Geschichte zu deuten und zu verstehen, ist zweifellos gelungen und ein besonderes Verdienst. – Die für den Ise-Schrein geltende *shikinen sengû*-Verfügung entspricht offenkundig weit darüber hinaus dem in den meisten Lebensbereichen gültigen Prinzip der „Wahrung der Tradition bei stets unveränderter Erneuerung“ (S. 14), gerade auch in der Kulturlandschaft. In ihr wird eine sonst nirgends erreichte Synthese von wirtschaftlichen, politischen, ästhetischen und religiösen Bestimmungen in Gestalt der harmonisch in die Landschaft eingegliederten Häuser, Siedlungen, Anbauflächen, Fluren und alten Straßennetze, Torii, Schreine, Tempel und Herrensitze verwirklicht. – Bei der schon frühgeschichtlichen Übernahme ausländischer, insbesondere chinesischer Kulturgüter verschiedenster Art ist es gewöhnlich schwer, wenn nicht unmöglich, genuin Japanisches herauszuschälen. Um so aufschlußreicher sind für das Verständnis des Japanischen die Abwandlungen, die das von draußen Übernommene so gut wie ausnahmslos erfährt. Wenn z. B. bei der Einführung der Stadtplanung aus China auf die dort kennzeichnende Stadtmauer verzichtet wird, mag ein unbefangener Beobachter vermuten, das spiegelte Unterschiede zwischen kontinentalen und insularen Lebensräumen, wofür auch vergleichbare Beispiele andernorts sprechen. Dem widerspricht jedoch, daß im Japan jener Zeit kaum so etwas wie ein insulares, vielmehr ein geradezu kontinentales „Lebensgefühl“ herrschte, dem das Meer nicht Herausforderung, sondern viel eher Grenze bedeutete. Der Verzicht auf die Stadtmauer (S. 63, 73) – wie auch auf Mauern um das Gehöft –

ist offenbar von dem Bestreben bestimmt, Menschenwerk möglichst nahtlos in Naturumwelt einzubetten. Das gleiche Bestreben ist außerhalb der Ballungsräume bis heute lebendig und in vielerlei Gestalt erkennbar. Die Einführung fremden Kultur- und Wissensguts ist in japanischer Sicht und auch tatsächlich mehr und etwas anderes als eine einfache Übernahme. Die Aneignung, die nicht wahllos erfolgt und immer mit Kritik einhergeht, kann nur als nachschöpfendes Tun verstanden werden, bei dem das Dargebotene am Eigenen geprüft und ihm angepaßt wird. – Noch gegen Ende des Zweiten Weltkriegs herrschte in „westlichen“ Kreisen, die im Lande lebten, die Meinung, „Japaner seien zwar Meister im Nachahmen, aber zu eigenständigen Fortschritten“ kaum befähigt. Dieser Irrtum beruhte letztlich wohl darauf, daß die meisten Ausländer damals den Einheimischen fast nur im städtischen oder beruflichen Milieu begegneten und deren heimische Umwelt allenfalls als Touristen oder „ehrenwerte Gäste“ kennenlernten. – Bald nach Beginn des pazifischen Kriegs fragten mich einmal japanische Studenten nach „westlicher“ Kritik an ihrem Volke. Als ich in der anschließenden Diskussion auch die japanische Neigung zum Nachahmen erwähnte, antwortete mir einer meiner Partner sofort mit der Frage, ob Nachahmen nicht notwendig die erste Pflicht des Schülers sei. Ein anderer meinte, im weiteren Verlaufe ein Sprichwort übersetzend: „Ein Stein aus einem fremden Berge hilft meinen Edelstein schleifen“ und traf damit recht genau die *kokutai*-Vorstellung, daß Akkulturation des Fremden dieses im eigenen Rahmen „vollende“, auch und gerade wenn es nicht in seiner bisherigen Richtung „weiterentwickelt“, sondern vereinfacht werde. – Auch Naturgegebenes und Ideen werden im gleichen Sinne „vollendet“ – z. B. in Kulturlandschaften, in Gärten oder in japanischen Spielarten konfuzianischer Gesellschaftsordnung. Aber zugleich wird dabei jede missionarische Umkehrung – wie sie etwa der „american way of life“, „am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ oder in der „westlichen“ Kulturexpansion überhaupt zum Ausdruck kommt – grundsätzlich ausgeschlossen. Derartige von außen kommende Ansprüche lösen aktiven Widerstand aus. Durch ihn dürften u. a. die im Vergleich zum Aufwand geringen Erfolge christlicher Mission in Japan bedingt sein.

Bis zum Ende der Tokugawa-Zeit bleiben bei allen geschichtlichen Wandlungen und auch unter schweren Belastungen breiter Volksschichten allgemeingültige Grundsätze gewahrt, die alle Daseinsbereiche beherrschen und sich in der Kulturlandschaft konkretisieren. Bindungen an die Heimatnatur und an Traditionen gesellschaftlicher, sittlicher und religiöser Art bestimmen das persönliche Verhalten weit stärker als persönliche Wünsche und Ansprüche und verleihen zugleich das erreichbare Höchstmaß an Geborgenheit. Dem entspricht die politische und kulturelle Selbstbeschränkung auf das Inselreich, die zu langfristiger Abschließung und dazu führt, daß marine Lagevorteile weitgehend ungenutzt bleiben. Mit der erzwungenen Öffnung Japans stellen geschichts- und raumfremde Mächte die geschichtlich gewordene und erstarrte Lebensordnung auf allen Ebenen in Frage und erzwingen eine Neuorientierung, für die Volk und Land in keiner Weise gerüstet sind. Die Folgen dieses Einbruchs, insbesondere der vielfach überstürzten Industrialisierung spiegeln sich wiederum in Wandlungen und weithin im Dahinschwinden der überkommenen Kulturlandschaften. Ihr dramatisches Schicksal stellt der zweite Teil des Bandes dar, wobei die Vorgänge in den verschiedenen Daseinsebenen und Wirtschaftsbereichen eingehend erörtert werden. Zwar hatte man schon im 17. Jahrhundert neben Poldern dem Meere auch durch Aufschüttung Land abgewonnen (*umetate-chi*), aber erst der industriell bedingte Anspruch auf Wirtschaftsflächen an der Küste hat in diesem Jahrhundert solche Landerweiterungen derart gesteigert, daß bereits 1979 dem Meere über 1000 qkm abgewonnen waren. Dabei wiegen die von Wirtschaft und Verkehr erzwungenen Umwälzungen im Lande selbst noch weit schwerer.

Im Laufe weniger Jahrzehnte ist Japan eine der führenden Wirtschaftsgrößmächte geworden, die noch immer wächst. Den unkalkulierbaren Preis dafür tragen Landesnatur, Traditionen und Lebensart des Volks. Infolge dieser Umstände tritt das globale Umweltproblem nirgends so heftig in Erscheinung wie in Japan, wo extreme Umweltschäden verschiedenster Art auch die schärfste Gegenwehr auf den Plan gerufen haben. –

Letzthin gehört auch der Kulturbesitz zur Umwelt; denkt man an die Tempelhaine und an den Fujisan, so ist auch jedweder in die Natur eingelegte Sinn Kulturbesitz. Das Meer und das Land sind nicht nur Räume der Biosphäre, sie sind auch Träger historischen Bewußtseins. Wo immer man die Umwelt des Menschen verletzt, fühlt sich dieser herausgefordert, diese Verletzung rückgängig zu machen. Für diesen Sachverhalt sind Begriffe wie umweltgeschädigte oder umweltverschmutzte oder umweltzerstörte Landschaft viel zu flach und zu wenig umgreifend. Es handelt sich hier um die Frage, wie das mit dem Industriezeitalter aufgekommene Phänomen am treffendsten zu fassen ist. Das Industriegeschehen hat die gesamte Welt ergriffen. Warum soll das gesuchte Wort nicht aus der Sprache eines Volkes entnommen werden, das sich in die Fragen der Umwelterhaltung am stärksten verstrickt zu haben scheint? Die Japaner sprechen von „kogai“ und dieses Wort erhält durch zwei chinesische Schriftzeichen seinen Sinn: „gai“ heißt Schaden, Schädigung, und „ko“ ist die öffentliche Entrüstung darüber. Ein großartiger Begriff, der in kürzester Form nicht nur einen Sachverhalt in allgemeinsten und zugleich treffender Form, sondern zugleich auch den Willen zur Tat anspricht, den Schaden zu bekämpfen! Der Vorschlag heißt demnach, Kogai als umfassenden Begriff für all das zu verwenden, was in den Ländern der Erde die Umwelt gefährdet, d.h. von Kogai-Gebieten, Kogai-Landschaften dort zu sprechen, wo die Umwelt zu Schaden gekommen ist.“ (M. SCHWIND, in: *Erdkunde*, Bd.29/1975, S.147)

Als Befund würde *kôgai* demnach inhaltlich im Deutschen wohl am ehesten dem Begriff des Frevels entsprechen, wenn Schwinds Interpretation zuträfe. Tatsächlich bedeutet aber *ko* einfach nur ‚öffentlich‘, ‚Öffentlichkeit‘ etwa, eine Nuance „Empörung“ vermögen wir jedenfalls nicht zu erkennen. – Unter allen Kulturvölkern hat das japanische seine Naturverbundenheit und Traditionstreue bisher am reinsten und stärksten bewahrt und schließlich erst unter dem Druck politischer und wirtschaftlicher Zwänge dennoch einen seiner bisherigen Geschichte entgegengesetzten Kurs einschlagen müssen. Dabei sind Land und Volk in eine Art unfreiwilligen Selbstversuchs geraten, dessen Ablauf und Ergebnis für die menschliche Bevölkerung und ihre Zukunft grundsätzlich bedeutsam sind, weil nur in Japan noch lebendiges Kulturerbe in offenem Widerstreit mit der homogenisierendem technischen Zivilisation steht. Sie ist, wie das planetarische *kôgai*-Problem lehrt, mit der Grundstruktur der Biosphäre unvereinbar. Wenn das vorliegende Buch dazu beitragen kann, den Modellcharakter des japanischen Gegenwartsschicksals auch einer breiten Öffentlichkeit zu verdeutlichen, würde es eine weit über den fachlichen Rahmen hinausreichende Aufgabe erfüllen.

G.H. Schwabe (Plön)